

Editorial

Wie ein Satirestück wirkte die Ankündigung einer Tagung in Berlin, die eine »Wiederkehr des Menschen« daran ablas, dass der »Einfluss des Menschen im Erdstratum« dem Begriff des »Anthropozäns« und der »Kollektivfigur des *Anthropos* als Gattungswesen [...] unleugbare Evidenz« verleihe. »Posthumanistische Positionen«, die eben noch plausibel schienen, sah sie angesichts dieser »Entdeckung« »plötzlich unter Druck« stehen. So kann nur denken, wer der von Andreas Malm beklagten postmodernen »Amnesie und Verdrängung« von »Zeit und Natur« erlegen war (*The Progress of this Storm*, 2018, 14) und nun, befördert durch die verstärkte mediale Aufmerksamkeit für die Krise des ökologischen Weltsystems, den verdrängten Menschen wiederentdeckt. Wenn Malm sagen konnte, dass die voranschreitende Erderwärmung in eine »Epoche des ökologischen und politischen Rückschritts« fällt, in der die »Dämonisierung von Flüchtlingen, Muslimen, Mexikanern und anders codierten Anderen« alle Aufmerksamkeit von den Gefahren des Klimawandels abzieht (221), so scheint mit der Fridays-for-Future-Bewegung der anthropogene Klimawandel, zumindest für den Moment, wieder auf die politische Tagesordnung zu rücken. Ob sie mehr sein wird als eine »meteorische Bewegung« (Labriola), die wie eine Sternschnuppe am Himmel vorüberzieht und verglüht, hängt auch davon ab, ob sie ihre Auffassungen, den komplexen Zusammenhang von Natur und Gesellschaft betreffend, kohärent und kritisch wird ausarbeiten können, um sie in Politik zu übersetzen.

Dass wir in einer Zeit der »Brüche und Diskrepanzen« leben, in der man kaum etwas »in der Gewissheit, es zu durchschauen, selbstbewusst angehen kann«, hat, wie Zygmunt Baumann konstatierte, eine »Atmosphäre des Unbehagens, der Verwirrung und Angst« erzeugt (*Retrotopia*, 2017, 187f). In ihr gedeihen Rassismus, Autoritarismus, Chauvinismus, kurz, alle Ungeheuer der Vergangenheit, die der modernistischen Theodizee des Fortschritts ihre unheimliche Dialektik vor Augen führen. Ohne deren begriffliche Durchdringung gibt es keine Handlungsfähigkeit. Die im Gefolge der Postmoderne verbreitete – und »posthumanistisch« verstärkte – Absage an Kritik und Vernunft hat am Gegenpol den Spott erstarken lassen. Dem »postmodernen Credo, Vernunft sei nur ein Vorwand, um Macht auszuüben, Realität sei eine soziale Konstruktion und alle Behauptungen seien in einem Gespinnst der Selbstreferenz gefangen« (Pinker, *Aufklärung jetzt*, 2018, 441), hat etwa den vielzitierten Harvard-Psychologen Steven Pinker dazu veranlasst, der modernen Aufklärung eine Verteidigungsschrift zu widmen, die mit Statistiken die weltweite Reduktion von Kindersterblichkeit, Welthunger, Gewaltverbrechen und Infektionskrankheiten belegt. Wie sollte solcher Fortschritt möglich sein ohne »Anwendung der Vernunft«, die »uns die Fähigkeit verleiht, die Welt nach unserem Willen zu formen« (442f)? Die »Schwarzmalerei«, die Pinker unter der »Crème de la Crème der Geisteswissenschaften« ausmacht und auch mit Namen wie Benjamin, Adorno, Sartre und Fanon in Verbindung bringt, seien dem »Denkfehler« einer von den

Fakten der kapitalistischen Wohlstandsentwicklung unbeleckten Unmittelbarkeitsheuristik erlegen (58ff). Doch seine Aufklärungsapologie, die sich auch gegen Marxismus richtet, macht sich blind gegen den strukturell antinomischen Charakter dieser Entwicklung und versäumt, die moderne Aufklärung über ihre Dialektik aufzuklären.

Die »Mythen des Westens«, die der senegalesische Ökonom Felwine Sarr mit »gängigen Worthülsen wie ›wirtschaftlicher Durchbruch‹, ›Millenniums-Entwicklungsziele‹, ›nachhaltige Entwicklung‹« verbindet (*Afrotopia*, 2019, 17), sind geeignet, die Komplexität der weltweit sich stellenden Probleme zu verdecken. Die statistischen Gradmesser des Fortschritts haben den Mangel, dass sie keine Aussagen »über die Qualität der gesellschaftlichen Beziehungen, ihre Intensität und Fruchtbarkeit, den Grad der sozialen Entfremdung, den Charakter des Beziehungslebens, des kulturellen und spirituellen Lebens usw.« erlauben (19). Demgegenüber will der erste Teil dieses Heftes dazu beitragen, das historisch-kritische Verständnis der in den gesellschaftlichen Naturverhältnissen eingelassenen Fortschrittsdialektik zu befördern, und zwar im Blick auf unterschiedliche historische Pfade zur ›Moderne‹ und unterschiedliche Traditionen ihrer Theoriebildung. Auf den Prüfstand gehört nicht nur die in den letzten Jahren entstandene wissenschaftliche Literatur, die den Ideen der Aufklärung angesichts der globalen Herausforderungen größer werdende Aktualität bescheinigt, sondern auch die Tradition der marxistischen Aufklärung, kraft deren eigener Dialektik »die Revolution« sich in Gestalt des Staatssozialismus »hinterücks in ein ancien régime rückverwandelt« hatte (Haug, HKWM I, 729).

Mit den Beiträgen des zweiten Teils kommt ›Aufklärung‹ in einigen Beispielen literarischen Engagements ins Bild. Angefangen bei Ernst Toller, der lieber Dichter als Aktivist gewesen wäre, aber den von der Münchner Räterepublik ausgehenden Appell nicht überhörte, der aus dem Dunkel des Weltkriegs als Zukunftsversprechen hervortrat; über das Dokumentartheater Milo Raus, das dem zur Verhandlung stehenden historischen Geschehen durch Berichte von Zeitzeugen und Beteiligten auf den Leib rückt; schließlich das Trump-Journal Robert Cohens, das der Sprachlosigkeit, die jeden halbwegs vernünftigen Menschen angesichts des notorischen Lügners im Weißen Haus zu befallen droht, seine Notate als Kunstform entgegensetzt. Am Beispiel zweier Romane werden Positionen der Gesellschaftskritik im Erfahrungshorizont des Scheiterns des DDR-Sozialismus und dessen Folgen bis heute vorgeführt: Während Peter Holtz, der Protagonist in Ingo Schulzes Roman, sich wie einst Candide mit dem Aufgebot einer naiv-unaufgeklärten Weltsicht, also vergeblich, den Glauben an die beste aller möglichen Welten – die sozialistische – zu bewahren sucht, wird die Ich-Erzählerin in Manja Präkels' Roman im Übergang zurück vom Sozialismus zum Kapitalismus in eine Wirklichkeit gestoßen, in der Naivität lebensbedrohlich ist. Sie gilt als »Zecke«, die in der brandenburgischen Kleinstadt aufpassen muss, nicht von den Stiefeln der den öffentlichen Raum dominierenden Neonazis zertreten zu werden. Da war keine Staatsmacht, sie zu beschützen. So blieb nur Glück, von dem sie mehr hatte als Ingo Ludwig, der von Neonazis todegeprügelte Freund der Autorin, dem sie das Buch gewidmet hat. JL